



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bilder aus Altbayern. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hier. — Ueber die Ausgabe im Allgemeinen behalten wir uns weitere Bemerkungen vor.

Julian Schmidt.

Bilder aus Altbayern.

2.

Sehr hübsch ist, was Steub über einen Gegenstand sagt, der dem Lande nächst der Luft das Wichtigste und auch dem Fremden nächst Berg, Wald und See von besonderstem Interesse schon deshalb ist, weil er ihn in Bayern zu jeder Zeit und aller Orten wie ein fünftes Element umgibt. Der fröhliche Klang klappernder Bierkrügeldeckel begrüßt ihn, wenn er das Bett verlassen, und ein milder Schlaftrunk labt ihn, ehe er sich zu Raste legt. Wie anderwärts das Gespräch vom Wetter oft Fremde zusammenführt und bisweilen der Anfang lebenslang dauernder Freundschaften wird, so leitet hier häufig die Frage: Ist's frisch angestochen? die angenehmsten Bekanntschaften ein. Beklagenswerth ist, daß wir noch keine Geschichte des biedern Nationalgetränks der Bayern besitzen. Indes weiß man, daß der freundliche Saft bis in die grauen Zeiten des neunten Jahrhunderts hinauf bajuvarische Herzen erquickte. In einer Urkunde von 816 wird eine „carrada de cerevisia“ als Abgabe von der Kirche zu Böring erwähnt. 1293 geschah das jetzt Undenkbare und noch lange nicht genügend Erklärte, daß die Herzöge Ludwig und Otto geboten, es solle in ihrem Lande zu Bayern ein ganzes Jahr hindurch kein Bier mehr gebraut werden. Erfreulicher dagegen ließ sich das Jahr 1542 an, wo der Landtag das Sommerbier auf zwei Pfennige und das Winterbier auf drei Heller die Maß festsetzte.

Ein sprechendes Zeichen edler bayerischer Einfalt ist, daß das Land zu allen Zeiten nur Ein Bier braute — eins, aber einen Löwen. „Nicht ohne großes Selbstbewußtsein blickt der Bayer auf die bunte Musterkarte norddeutscher Gebräue mit ihren lächerlichen Titeln, auf den Brausegut am Harz, den Beißdenkerl zu Voigdenburg, den Hund zu Bremen, den Stürzdenkerl zu Dornburg, die Caccabulla zu Duisburg, den Krabbelerwand zu Eisleben, den Maulesel zu Jena, den Mordundtod zu Köpenik, das Lumpenbier zu Wernigerode und so viele andre, die sich alle nach seiner Meinung nur in so fern unterscheiden, als sie sämmtlich mehr oder weniger ungenießbar sind.“

Viel Unger echtes und Verleidendes ist den Altbayern nachgerufen und nachgeschrien worden wegen ihres Nationalgetränks. „Besonders haben sich die Schnapsländer stets am meisten moquirt über diese Stammeseigenthümlichkeit, obgleich sie selber, wenn sie einmal über Donau und Lech hereingebrochen, an diesem flüssigen Lotos ein tiefes Gefallen zu finden beginnen und selbst zur Polizeistunde oft nur mit sanfter Gewalt aus den Wirthshäusern hinauszuschaffen sind. In der That ist es auch, mäßig genossen, ein lieblicher Trank, gesellig und friedlich, weil es viel langsamer als der Wein zur Berausung, zu Lärm und Streit verführt, billig und vor allem republicanisch, da es der Fürst, der König nicht anders erhält als der Bettler. Wenn die Altbayern auf der leipziger Messe weniger literarische Kleinodien auslegen als die meisten andern Deutschen, so ist dies, wenn nicht ihrer Bescheidenheit, so sicher auch nicht ihrem Nationaltrank zuzuschreiben, sondern eher ihrer Vorliebe für Ackerbau und Viehzucht, wie ja auch die Arkadier im alten Griechenland keinen Homer und keine Tragiker erzeugten und auch heute noch die Pommern, die Märker, die Mecklenburger dasselbe thun oder vielmehr unterlassen. Daß man manchen Schoppen Bier zu trinken und dabei doch geistreich zu sein vermöge, hat unter Andern Jean Paul nachahmungswürdig dargelebt.“

Steub erinnert dann daran, daß Schiller, nach Gustav Schwabs Leben des Dichters, als er mit Don Carlos umging und schon vorher viel lieber Bier als Wein getrunken habe, und zieht daraus den patriotisch-bayerischen Schluß: „Wenn nun schon das manheimer Bier der ihm einwohnenden Muse so gedeihlich war, was würde er erst gedichtet haben, wenn er mit unserm münchener Nektar vertraut geworden wäre!“

Unser Humorist meint trauernd, seitdem der Gerstenwein aus dem dresdner Waldschlößchen und andern mittel- und norddeutschen Sudsätten in dem miternächtlichen Deutschland alle südliche Concurrnz zu ertöden drohe, scheine die Weltherrschaft des bayerischen Arcanums gebrochen. Dies ist ein schwerer Irrthum, den ein Gang durch die berliner und leipziger Trinkanstalten in sein heiterstes siegfreudigstes Gegentheil aufhellen würde. Einverstanden dagegen erklären wir uns mit Folgenden: „Wie manchen Volksstämmen gewisse universalhistorische Ideen zur Bewahrung anvertraut waren, bis die andern Nationen herangereift, so auch den Bayern das einzige wahre welthistorische Bierrecept, das jetzt auszugehn anfängt unter die herangebildeten Völker, unter Christen und Heiden, sogar unter die Amerikaner, die von dem bayerischen Lagerbier demnächst eine Wiederherstellung ihrer öffentlichen Mäßigkeit verhoffen und so auch hier, wie in Allem, zu den verkehrtesten Consequenzen gelangen.“

Wie in Hellas sich sieben Städte um die Heimath Homers stritten, so streiten sich hier sieben und noch mehr brave Landstädtchen um den Ruhm, das beste

Nationalgetränke zu brauen. Steub, allem Anschein nach ein Kenner, legt „seinen Lorbeerkranz auf das ehrenreiche Bräuhaus zu Tegernsee, wo der uneigennütige Königssohn (Prinz Karl) eine lautere Quelle strömen läßt, an der sich im Sommer alle deutschen Völker vom Auf- und Niedergang, alle politischen Parteien mit Dank und Verehrung laben, Großdeutsche und Gothaer, wie die zukunftsvollen Anhänger der Trias, ja selbst die Demokraten, insofern man bei der letzten Volkszählung überhaupt noch Anhänger dieser widerwärtigen Sekte gefunden haben sollte.“

Das frischeste und tüchtigste Volk im gebirgigen Theil Altbayerns findet Steub in dem Lande zwischen Inn und Isar, nördlich bis an die Mangfall, namentlich aber in dem Landgericht Miesbach und im Tegernseer Gebiet. Die Leute dieser Gegenden sind groß, schlank, oft von sprechendem Gesichtsausdruck, ihr Auge hell und feck, ihre Sprache rasch, häufig begegnet man unter ihnen gesundem Mutterwitz. Sie sind fleißig und anständig, begreifen leicht und behalten fest. Im Allgemeinen friedlicher Natur, sind sie doch nicht frei von Leidenschaftlichkeit, die mitunter heftig losbricht, sich aber auch schnell wieder begütigen läßt. Meist wohlhabend, genießen sie ein bequemes Dasein, was ihnen allenfalls auch einen leicht zu ertragenden Bauernstolz einflößt. Wie aller Unfug hier am fleißigsten cultivirt wird (das später zu erwähnende „Haberfeldtreiben“ hat hauptsächlich hier seinen Sitz, und gefallne Mädchen sind in diesen Gegenden keine Ausnahmen, eher die Regel), so auch jede schöne Seite des Berglerlebens, namentlich Zitherspiel, Dichtkunst und Gesang.

Ähnliches berichtet Steub von den Bewohnern der schönen Landschaft am Miesenbach, vorzüglich von den Dörfern Eisenarzt, Rupolding und Zell. „Das Volk ist schön und groß, die Weiber namentlich hochgebaut und voll, tüchtige, fruchtbare Mütter. Sie sind meist mit guten Talenten ausgestattet, lernen leicht in der Schule, lesen sogar die Zeitungen mit Verstand, sind gutmüthig, frisch, munter und liederreich, nicht ohne Sinn für unabhängiges, selbständiges Wesen.“

Ebenfalls zu dem reinsten und besterhaltenen Schlag der Bajuwaren gehören die an schwäbische Landschaften grenzenden Jachenauer. Sie sind schön und zierlich gebaut, kräftig und beweglich. Auch die Mädchen zeigen sich in den Jahren der ersten Jugendblüte hübsch und einnehmend. Es herrscht unter ihnen viel Wohlstand, Die Häuser werden sauber gehalten. Friedlicher Sinn und Uneigennützigkeit sind allgemeine Tugenden. Man hält auf den Schulunterricht. Geschlechtliche Vergehungen sind selten. Man beweist nicht nur den Kindern, sondern auch den Eltern Liebe. Die altersschwachen „Aussträger“ werden mit Milde und Achtung behandelt, nicht wie anderwärts nur zu oft mit Härte und Rohheit.

Bei Weitem weniger Erfreuliches ist von den Berchtesgadnern und dem

Menschenschlag im Amte Werdenfels zu berichten. Es ist eigenthümlich, daß grade an diesen beiden Enden des bayerischen Gebirgs die Zeichen einer gewissen Verwelktheit sich kundgeben, während in dem weiten Alpenlande zwischen diesen Ecken der Mensch noch ganz frisch und grün ist. Aber es erklärt sich, wenn man sich erinnert, daß diese Gebiete einst unter dem Krummstab standen und daß die Bewohner derselben wie der ganze Typus, die dunkle Hautfarbe, das schwarze Haar und Auge und der kurze Wuchs zeigen, sehr wahrscheinlich romanischer Abstammung sind. Namentlich die Berchtesgadner sind ein verkommenes Völkchen. Mit Bedauern betrachtet man diese dürftigen Schnitzer und Bergleute, die vielen kropfigen Männer, die furchtbar häßlichen Weiber, die kümmerlich fahlen Jungen, die gelben abgestandenen Mädchen. Mit Wehmuth blickt man auf ihre Armuth, ihren Gang zur Frömmerei und auf das gedrückte schlaffe Wesen der Leute, die den Forderungen des Tages wie einem Verhängnisse nur den alten Glauben entgegenzusetzen wissen. Mit Niedergeschlagenheit und Mißbehagen vergleicht der Wanderer die Genüsse, die das Land dem Auge bietet, mit denen, welche seine Wirthshäuser ihm gewähren.

Während in ganz Oberbayern auf 63, im nördlichen Theile des Kreises erst auf 123 Conscriptirte ein Kropfiger kommt, findet sich im Bezirk Berchtesgadens schon einer auf 14; und während im ganzen Kreise auf 1466, in den nördlichen Districten auf 1986 und sonst im Gebirge auf 652 Einwohner ein Blödsinniger (volkstümlich Fey) trifft, zählt man im Berchtesgadenschen einen solchen Unglücklichen auf 152 Seelen.

Volkskrankheiten außer Kropf und Cretinismus sind in Altbayern das Wechselfieber und der Typhus, und zwar kommen die letzteren vorzüglich im Flachlande vor. Die Bewohner des Dachauer und Erdinger Mooßes (im Osten und Westen der Isar) und der benachbarten Dorfschaften, die nur wenig über dem Niveau der Mooßgründe liegen, sowie die der flachen Landstriche, die an das Donaumoos grenzen, werden jedes Frühjahr vom Wechselfieber heimgesucht. Als kleinere Entwicklungsheerde dieser Krankheit bezeichnet Wolfsteiner in der „Bavaria“ die Filze und Moore gegen das Hochland hin, auch Seen, deren Ufer flach und von denen ein Theil ihres frühern Spiegels versumpft ist. So glaubt der Filzler bei Weilheim die Gesundheit seiner Natur in Zweifel ziehen zu müssen, wenn er aufwächst, ohne einmal vom „Frörer“ geschüttelt worden zu sein. Diese Wechselfieber sind jetzt nur in seltenen Fällen gefährlich, während sie noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in und bei Ingolstadt häufig nach wenigen Anfällen den Tod zur Folge hatten. Der Typhus haftet namentlich in dem sonst ziemlich gut gelegenen München wie eine endemische Krankheit. Es ist wahrscheinlich seit Jahrzehnten kein Tag vergangen, an dem hier nicht ein Typhuskranker lag, und kein Monat, in dem

dieses Uebel nicht ein Opfer hinraffte. Diese Krankheit „bringt dem Kreise Oberbayern jährlich einen Verlust an Menschenleben bei wie eine verlorene Schlacht, es unterliegen ihr drei bis vierhundert Menschen und zwar gewöhnlich nicht kränkliche, sondern kerngesunde Naturen.“

In Betreff der Gebräuche und Sitten des Volkes geben wir das Wichtigste aus den Abhandlungen, die Dahn nach den Lentnerschen Aufzeichnungen, von Leoprechtings „Aus dem Lechrain“, Panzers und Steubs Mittheilungen und Schmellers Idiotikon für die „Bavaria“ zusammengestellt hat.

Das altbayerische Landvolk hält noch fast allenthalben an den von Alters her überlieferten Sitten fest, die sich einestheils an bestimmte Tage des Jahres, andernteils an wichtige Vorkommnisse des Lebens, Taufen, Heirathen und Todesfälle knüpfen.

Das Jahr beginnt für den Bauer erst mit dem Dreikönigstag; der erste Januar ist ihm nur insofern bedeutsam, als die Kirche an ihm die Beschneidung Christi feiert und als die ihm vorhergehende Sylvesternacht eine der vier „Rauchnächte“ ist. (Die andern drei sind die Thomasnacht, die auf den 21. December fällt, die Christnacht und die Dreikönigsnacht.) Der Dreikönigstag heißt in Altbayern auch der „oberste Tag“ oder das „große Neujahr“ und wird an vielen Orten sehr hoch gehalten. Am Vorabend schon wird in der Kirche Wasser, Salz und Kreide geweiht. Aus den beiden ersten bildet man den zu allerhand Aberglauben dienenden Salzstein, der im vorigen Abschnitt erwähnt wurde, und von dem man besonders beim Antritt einer Wanderung zu genießen pflegt. Mit der Kreide bezeichnet der Bauer seine Haus-, Stuben- und Stallthür mit den Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige und der Jahreszahl, was den Eingang böser Geister verhütet. Der Hausvater, häufig von zwei Personen begleitet, die ihm Licht und Schlüssel nachtragen, schreitet dabei, nach dem Abendläuten, mit Büscheln von heiligen Kräutern und vorzüglich mit Kranewitz-, d. h. Wachholderbeeren räuchernd durch alle Räume seines Anwesens.

Diese Nacht bildet auch den Schluß der sogenannten Klöpfels- oder Anrollernächte, die mit dem ersten Donnerstag im Advent beginnen und in denen Kinder und arme Leute in den Dörfern von Haus zu Haus ziehen, um mit Sprüchen und Liedern Brot, Aepfel und Nüsse zu erbitten. Die alten einfältig schönen Lieder, die vor Weihnachten die freudige Erwartung, zur Christnacht die Geburt des göttlichen Kindes und später die Anbetung der drei Weisen aus Morgenland und der Hirten von Bethlehem schilderten, sind jetzt an den meisten Orten verklungen, und der Spruch der Umziehenden ist sehr profaisch geworden. Er lautet jetzt fast überall nur: heut ist Klöpfelsnacht — i bitt um e Klöpfel.“

Neben diesen Gestalten der christlichen Legende geht aber zugleich eine

Erinnerung aus der Heidenzeit des Volkes um, die Perchtfrau, einst eine hohe lichte Göttin, die Personification hausmütterlichen Waltens, die Schützerin und Lohnerin fleißiger treuer Arbeit, später eine Unholdin, die gespenstisch umherschleichend faulen Spinnerinnen den nicht abgesponnenen Flachs am Rocken verdarb, ihnen die saumseligen Finger verbrannte, ihnen des Nachts den Bauch aufschnitt und Häckerling und Berg hineinstopfte, jetzt nur noch ein Spuk für ungezogene Kinder, in welcher Gestalt sie gleich dem norddeutschen Ruprecht häufig schon am Nikolaustag erscheint.

Endlich macht die Dreikönigsnacht auch den Schluß der offenen Zeit für das „wilde Gejaid“, das „wüthige Heer“, welches vom Advent an und zu meist in den zwölf Nächten auch hier neben den biblischen Hirten, Königen und Weisen seinen unheimlich dahinbrausenden Zug durch die Lüfte hält, Unvorsichtige mit fortführt, Spöttern die blutende Wunde eines Menschen oder Pferdes zuwirft. Von dem ursprünglichen Zusammenhang mit Wuotan, dem göttlichen Führer des Todtenheeres, haben sich nur schwache Spuren erhalten. Dagegen sagt man hier, daß der Teufel zu Weihnachten die Holzweiblein jage.

Ein zweiter wichtiger Tag im Bauernkalender Altbayerns ist Mariä Lichtmess oder Kerzenweihe — der 2. Februar. An diesem Tag wird überall das Wachs geweiht, dessen die Kirche und das Bauernhaus im Lauf des Jahres bedarf. „Die Kirche insbesondere weiht die Osterkerze, welche bei Taufen, zu Ostern, zu Frohnleichnam angezündet wird, und die Wetterkerze, die man während des Sommers bei den sogenannten Schauermessen anzündet, um Hagelschlag und Wolkenbruch fern zu halten. Jeder Hausvater kauft von der Kirche eine geweihte weiße Kerze für sich, für die Frau den rothen Wachsstock. Die Hauskerze wird das Jahr hindurch sorgsam aufbewahrt und nur bei schwerem Unwetter in der Nacht angebrannt; ebenso wird sie am Sterbebett angezündet, um den Teufel von der scheidenden armen Seele fern zu halten; das rothe Wachs des Frauenwachsstocks pflegt besonders um Hand, Fuß und Geräth der Wöchnerin gewunden zu werden, um allen Zauber von Mutter und Kind abzuwehren. Ferner werden diese rothen Wachsstöcke von den Weibern in der Kirche angezündet, wenn sie um einen Verstorbenen in der Klage sind, „zum Heil der armen Seele im Fegeseuer.“ Endlich macht man aus diesem Wachs auch den Trudensfuß, der zum Schuß gegen die im Glauben des Landvolks noch immer lebendigen Hexen und Truden gebraucht wird.

Am 5. Februar, dem Tage der heiligen Agathe, wird namentlich im Isarland das Brot geweiht, was jedoch in einigen Gegenden am grünen Donnerstag geschieht, wieder in andern am Benedictentag vorgenommen wird.

Der Fasching, der auf dem Lande mit dem letzten Donnerstag vor den Fasten gipfelt, wird vorzüglich mit Maskenlaufen gefeiert, indeß ist die Ver-

kleidung meist sehr einfach: man kehrt die Kleider um und schwärzt sich die Gesichter. In solchem Aufzug besuchen die jungen Leute die Nachbardörfer und ziehen deren Bewohner mit den allerwärts vorkommenden neckischen Beschuldigungen auf, die eine Gemeinde gegen die andere nach dem Muster der Erzählungen von den Valenburgern zu erfinden pflegt. Der Fastnachtschimmel, ein kleines Drama, bei welchem ein Bursch auf künstlichem Rößlein, begleitet von maskirten Genossen, von Haus zu Haus zog und die Bewohner in schnurrigen Versen verspottete, ist nur selten noch zu sehn. Dagegen wird hier und da noch die Fastnacht in scherzhafter Procession durch das Dorf geführt und schließlich im größten Dunghaufen desselben begraben. Das Ende dieser Scherze macht die Aschermittwoch, der „äscherige Miitta“ wo sich Vormittags die ganze Gemeinde in der Kirche feierlich einäschert und des Abends die geweihte Asche auf die Felder gestreut wird, „was der Saat erspriesslicher ist als drei Tage Regen und drei Tage Sonnenschein“.

Im Lauf des Februar wird das Ausdreschen des geernteten Getreides vollendet. Wer dabei auf die letzte Garbe den letzten Schlag mit der Drischel führt, wird mit allerhand Scherzen gefeiert. „Im Lechrain (vergl. unsre Mittheilungen über deutsche Erntegebräuche in Nr. 34 dieses Jahrganges) heißt es von ihm „er hat die Los“, d. h. die Sau; er muß den letzten Strohbüschel heimlich in die Tenne des nächsten Bauern zu werfen suchen, der mit dem Ausdreschen noch im Rückstande ist, und der nun, wenn es gelang, ihm jenen greifbaren Beweis, daß man ihm zuvorgekommen, heimlich zugustecken, ob seiner Saumsal schwer verhöhnt wird. Deshalb stehn aber die Knechte dessen, der ein solches Zustecken der Los zu fürchten hat, auf scharfer Lauer, und wird der Loswerfer beim Anschleichen entdeckt, so geht es ihm schlecht: er wird gebunden, im Gesicht mit Ruß beschmiert, in den Brunnen getaucht und endlich in Stricken seinem Herrn zugeführt.“ Den Beschluß der „Drischlen“ macht eine fröhliche Mahlzeit, bei welcher der Ehrenknecht, der den letzten Schlag gethan, das „Losküchel“ bekommt, das oft 2 bis 3 Schuh breit, mit Wachslichtern besteckt und mit kleinen dreschenden Bauern von Wachs verziert ist.

Am Sonntag Vätare, dem „Rosensonntag“ kommt hier und da noch der Umzug von Sommer und Winter vor, wobei der erstere in alles Grün, das die Jahreszeit gewährt, gekleidet, mit Bändern geschmückt, und ein Blütenreiß oder einen mit Äpfeln behangenen Baum in der Hand austritt, während der Winter in Pelzrock und Pelzmütze, mit der Schneeschaukel oder dem Dreschflegel erscheint. Eine Gesellschaft in entsprechender Tracht durchzieht mit den beiden Parteiführern das Dorf, man singt alte Lieder ab, sammelt Geschenke an Brot, Eiern und Obst für den „luschtinge Sommer“ und führt ein kleines Gefecht auf, wobei der Winter vom Sommer besiegt und nun entweder in

den Dorfbrunnen getaucht oder unter Jubel und Lachen in den Wald hinausgejagt wird.

Der 24. April, das Fest des heiligen Georg, wird im Chiemgau, wo man viel Pferdezucht treibt, mit einer großen berittenen Procession gefeiert, zu der sich die Theilnehmer, jeder mit zwei Pferden, im Schloßhof zu Stain sammeln. Früh sieben Uhr bricht der Zug auf, geführt von Postillonen und blasenden Trompetern sowie sechs „Engeln“, Bauernbuben in weißen Jacken, fleischfarbenen Strümpfen und rothen Schuhen auf schneeweißen Rossen. In ihrer Mitte befindet sich der heilige Georg selbst in Helm und Harnisch, einem rothen Mantel und hohen Stulpenstiefeln. Er reitet ebenfalls einen Schimmel und hält in der Linken eine roth und weiße Kreuzfahne, in der Rechten ein Schwert. Diesem Vortrab folgt, in Vertretung der Guts Herrschaft, ein Mitglied des Landgerichts, dann kommen die Zechpröpste, Vorsteher der Georgibruderschaft mit großen franzgeschmückten Kerzen und nun endlich die Reiter paarweise, nach Pfarreien geordnet, vor jeder Schaar ein Fähndrich. Der Zug geht auf der alten Salzburgerstraße nach der St. Georgenkirche zu Weißbrunn, deren Pfarrer den Pilgern mit dem Allerheiligsten und begleitet von Mitgliedern der Georgibruderschaft, die weiße Talare mit rothen Kragen und Stäbe mit dem Bilde des Patrons tragen, entgegenzieht. Dieser Zug von Fußgängern macht vor einer alten Linde bei der Kirche Halt, wo dann der Pfarrer zuerst allen Versammelten den Segen erteilt und hierauf die einzeln an ihm vorübergaloppirenden Reiter mit Weihwasser besprengt. Nach einer Predigt und nach einem Hochamte in der Kirche zecht man und treibt Rosshandel. Die Georginacht gehört in vielen Gegenden als Freinacht den ledigen Burschen, die in ihr allerlei Schabernack treiben, den Nachbarn das Ackergeräth verschleppen, ja wenn es das niedrige Dach eines Hauses gestattet, wol gar einen Leiterwagen auf den First setzen.

Am Palmsonntag bindet und weicht man die „Palmbüschel“. Das Gestirne bildet ein Haselzweig, daran befestigt man Blütenkäzchen von Weiden, die altheilige Mistel und den Sayling, dessen Geruch die Hexen vertreibt. Für jedes Gemach wird ein Palmbusch geweiht und das Jahr hindurch sorgfältig bewahrt. Naht sich ein Gewitter, so verbrennt man einen Theil davon auf dem Heerde, dann schlägt der Blitz nicht ein. Am Charfsamstag wird häufig noch vor der Kirchthür ein mächtiges Feuer angezündet, wozu jedes Haus im Dorfe ein Scheit liefert. Darin verbrennt man eine hölzerne Figur, Judas den Verräther. Die halbverkohlten Scheite nimmt man mit heim, da sie bei Gewittern auf dem Heerde in Brand gesetzt die Blige abwehren. Anderwärts zündet man nur ein Stück Schwamm an dem Scheiterhaufen an und bringt damit neues Feuer für das

Jahr nach Hause, was entschieden auf heidnischen Ursprung der ganzen Ceremonie deutet.

Auch an Ostern knüpfen sich heidnische Sitten, so die rothen Ostersfeier und der Glaube an die geheimnißvollen Segenswirkungen des Osterwassers. Sehr eigenthümlich war ein erst seit sechs Jahren in der Tachenau außer Uebung gekommener Gebrauch, nach welchem in jedem Jahre von einem der 36 Hofbesitzer der Reihe nach ein Widder zum Besten gegeben wurde, den man in Vierteln briet, dann wieder in einen Korb ganz zusammenrichtete, am Kopf mit einem Kranz von Buchsbaum und Bändern zierte und, gleich den Opfthieren des germanischen Heidenthums an den Hörnern vergoldete. Der Erbe des Hauses oder der Oberknecht trug dann den Widder zur Weihe in die Kirche und von da ins Wirthshaus, wo ihn der Wirth zerhackte und an die Hirten der einzelnen Höfe und andere arme Leute vertheilte.

Von den vielen Feiergebräuchen, mit denen noch das späte Mittelalter den ersten Maitag begrüßte, hat sich nur das Segen von Maibäumen erhalten, und zwar zunächst solcher, die, von den Burschen in feierlichem Zug aus dem Walde geholt und festlich vor dem Wirthshaus aufgepflanzt, dem ganzen Dorfe gelten. Namentlich im Ampergrund, aber auch im Innthal und im Chiemgau sieht man die Maibäume reich verziert und alle drei bis fünf Jahre erneut. Neben bloßen Zierrathen, Fahnen, Wappen, Kränzen haben sie auch unerläßliche Bestandtheile, oben einen grünen Tannenzwipfel, dann das „Leiden Christi“, d. h. alle bei demselben gebrauchten Instrumente, als Geißel, Ruthe, Leiter, Würfel, Nägel, Hammer, Schwamm und Speer, dann Kirche und Bauernhaus, Bauer und Bäuerin, die Zeichen der Gewerke und zu unterst vier Armbrüste, gegen alle vier Winde gerichtet und wol aus der Zeit stammend, wo die hergebrachte Waffe des Bauern im Heerbann Pfeil und Bogen war. Außer diesem allgemeinen Baum pflanzt man im Inntal besonders braven Mädchen, tüchtigen Pfarrern, freigebigen Wirthen und anderen wohlbeliebten Personen, sowie in einigen Dörfern des linken Ufers auch dem jüngst verheiratheten Ehepaare solche Maien von geringerer Größe vor das Fenster oder auf das Dach.

Am 24. Juni, dem Tag Johannis des Täufers, flammen noch immer in Altbayern, namentlich auf den Bergen, aber auch hin und wieder in der Ebene die alten Sonnenwendfeuer. Den Sinn derselben hat das Volk wie überall vergessen, indeß hat sich noch nicht völlig die Empfindung verloren, daß es sich hier um kein gewöhnliches, sondern um ein heiliges Feuer handle. An manchen Orten nährt man die Flamme nur mit geweihtem Holz, z. B. mit Bäumen, an denen die Frohnleichnamsp procession vorübergegangen. Anderwärts sammeln die Kinder am Vorabend von Haus zu Haus ziehend mit Gesang den Brennstoff zu dem Scheiterhaufen ein, so daß es scheint, als

solle jede Familie an dem Gebrauch und seinem Segen Antheil haben. Auch hat die einst heilige Flamme noch nicht ganz ihre Wirkung eingebüßt. Noch immer treibt man hin und wieder krankes Vieh durch, daß es gesund werde, gesundes, daß es das Jahr über vor Seuche bewahrt sei. Wer über die Sonnenwendflamme springt, dem thut beim Kornschneiden das Kreuz nicht weh; so hoch wie sie lodert, wächst in diesem Jahre der Flachs. An den meisten Orten ist der Brauch zum bloßen Kinderspiel geworden, an manchen aber tanzt noch Jung und Alt um das Feuer selbst oder einen daneben aufgerichteten Balken mit einem Querholz, das oben dicht mit Stroh umflochten und angezündet wird, bis der Balken erlischt. Im Garmischgau ist dabei auch das schwäbische „Scheibentreiben“ üblich, wobei die Burschen ihrer Liebsten zu Ehren Holzscheiben, die in der Mitte durchlöchert und an den Rändern rothglühend gemacht sind, an Stöcken in die dunkle Luft emporschleudern.

Die drei Juninächte von St. Veit, Sonnenwend und Peter und Paul sind Freinächte für die Vollbringung jenes bösen Zaubers, den habgierige Bauern an dem Saatkorn ihrer Nachbarn üben und der unter dem Namen Bocksnitt oder Bilwischnitt bekannt ist. Während des Betläutens setzen sich ein solcher Uebelthäter, am linken Fuße eine Sichel angeschnallt, auf einen schwarzen Bock, der eigentlich der Teufel ist und reiten so quer durch von einer Ecke des Ackers zur andern. Das abgeschchnittene Getreide fällt ganz oder theilweise ihnen statt dem Eigenthümer zu. Um die auf diese Art fortgezauberten Garben wieder zu gewinnen, besprengt man die erste Garbe, welche bei der Ernte eingebracht wird, mit dem am Dreikönigstag geweihten Wasser und Salz und schiebt den ersten Erntewagen verkehrt in die Scheune.

An das Kirchenfest der Pfingsten schließt sich im Isarland, dann an der Sempt und Isen, aber auch am Paar und am untern Lech das noch eifrig geübte ebenfalls heidnische Volksfest des Pfingstlummels oder Wasservogels. Am Pfingstmontag nach der Vesper besteigt ein Bursche ein geschmücktes Pferd. Er selbst ist wunderbarlich ver mummt, in Laub und Stroh eingeflochten. Ihm folgt ein berittenes Geleit von 10 bis 20 Kameraden, die mit ihm von Haus zu Haus ziehn, um unter Absingung alter Lieder Gaben von Brot, Butter, Eiern und Mehl einzusammeln, was Santrigel heißt. Die Santrigelbuben begeben sich dann nach einem benachbarten Bach oder Teich, wo sie den Wasservogel vom Pferde herab ins Wasser werfen. An vielen Orten geschieht dies nicht mit dem Reiter selbst, sondern mit einem vogelartigen Angethüm, das er trägt und dessen Leib, aus Stroh und Schilf zusammengeflochten, in einen langen Schwanenhals mit hölzernem Schnabel ausläuft. Am den Hals hat diese Strohgestalt ein seidnes Tuch. Nach der Wassertauche zieht die Gesellschaft ins Wirthshaus, wo sie aus ihrer Sammlung gebackne Küchel verzehrt und den Vogelhals sammt dem Seidentuch ausspielt. Der

Gewinner ist Festkönig, das Tuch bekommt sein Schatz, den Vogelkopf aber, den Santrigel, nagelt er auf den First seiner Scheuer, die derselbe das Jahr über vor Wetter- und Feuerzgefahr schützt. In manchen Gegenden ist die Begleitung des Wasservogels sehr bunt und wunderbarlich zusammengesetzt, ein vollkommener Maskenzug. Man sieht darunter den alten Bacchus auf seinem Faß, den Doctor Luther mit seiner Rätthe, mit den Bratwürsten, die er bei seiner eiligen Flucht aus Augsburg (einer katholischen Sage nach) unbezahlt gelassen, mit der Taube, die er aus der Bibel lesen läßt, den Wunderdoctor in der Tracht des welschen Cavaliers aus dem achtzehnten Jahrhundert, den bayerischen Hiesel, Schäfer, Jäger, Scheerenschleifer und Schornsteinseger und zum Schluß als Bedeckung den Nachtwächter mit Spieß und Laterne.

Die Lust an solchen Aufzügen ist überhaupt so lebendig im altbayerischen Landvolk, daß die Pfarrer Mühe haben, sie von den reinkirchlichen Processionen fern zu halten. Sowol bei den Feldumgängen mit Kreuz und Fahne, welche man in ganz Oberbayern während des Sommers mit der Bitte um Gedeihen der Saat hält (sie finden gemeiniglich alle Sonnabende statt), als bei den zahlreichen Processionen an den Tagen besonders gefeierter Heiligen gibt sich die Neigung kund, allerlei unchristliche Dinge, freilich im besten Glauben, einzumischen. Dies geschieht namentlich im Vorland, wo es die jungen Leute lieben, bei jenen Feldumzügen und anderen Processionen hohe Tannenstangen, oben mit einem Fähnchen geziert, umherzutragen und in der Kunst des Fahnen-schlingens, d. h. geschickten Balancirens zu wetteifern. Diese „Palmstangen“ verschrecken Hagel- und Wetterschlag von den Feldern, und die Herren Pfarrer gerathen oft in schwere Bedrängniß, da man von ihnen nicht bloß Zulassung, sondern obendrein Einweihung der Stangen fordert und es ihnen (wir meinen mit gutem Recht) schwer verdenkt, daß sie sich hier weigern, während sie doch in Betreff von Salz, Wasser und Wachs am Dreikönigstage immer bereit sind, in den Schatz zu greifen, der die Segnungen der kirchlichen Weihe bewahrt.

Die glänzendsten Processionen sind die am Frohnleichnamfest oder Antlaß. Hier entfaltet jede Kirche ihren kleinen Reichthum, thut jede Gemeinde an Schmuck und Pracht ihr Bestes. Aber auch hier mischte noch vor nicht langer Zeit der Volksgeschmack manchen seltsamen Zusatz aus dem Weltleben in die kirchliche Schaustellung. Ein Beispiel davon führt die „Bavaria“ aus dem Isarwinkel an, wo in dem Orte Längries neben den Bruderschaften mit ihren Tragbildern und Fahnen, neben den frommen Jungfrauen in ihrer weißen Tracht, neben dem Engel mit dem Helm und den Flügeln von Gold ganz ungenirt eine Schaar von Jägern im Rocococostüme mit Flinten und Hunden und ein Zug von zwanzig berittenen Burschen in Husarentracht einhermarschirte.

Mit den sorgfältig aufbewahrten Kränzen, mit denen man am Frohnleichnamsfeste und dem darauf folgenden Donnerstag und Sonntag alle Heiligenbilder und Kreuze, alle Leuchter und Krüge schmückt, wird vielfacher Aberglaube getrieben. Aber der echte Tag für die Sammlung heilbringender Kräuter ist der 15. August, Mariä Himmelfahrt, „unserer lieben Frauen Tag der Ehren“, mit dem der „Frauendreißigt“ beginnt. Zu dieser Zeit ist die ganze Natur nach dem Volksglauben dem Menschen am meisten hold, die giftigen Thiere und Pflanzen verlieren während derselben ihre schädlichen Eigenschaften, die wohlthätigen Kräuter und Wurzeln haben ihre vollste Heilkraft erlangt, und so werden an diesem Tage auch in der Kirche die „Sangen“, Büschel solcher Kräuter geweiht, welche, auf dem Dachboden der Häuser bewahrt, den Blitzstrahl abhalten.

Zu Ende August fällt das Erntefest, hier zu Lande Schnitthahn oder Sichelhenk genannt. Es unterscheidet sich von den mittel- und norddeutschen Ernteschmäusen in nichts Wesentlichem. Dasselbe gilt von der in den meisten altbayerischen Gegenden in den letzten Wochen des September gefeierten Kirchweihe. Wie bei uns ist sie der Glanzpunkt bäuerlichen Lebens, wie bei uns ladet der Bauer dazu die gesammte Verwandtschaft und Bekanntschaft ein, und wie bei uns bestehen die Hauptfreuden dieses Festes in Schmaus und Tanz. Während die Erlaubniß zum Tanz sonst eine sehr beschränkte ist, darf am „Kirra“ das Volk nach Herzenslust vom Schluß der Vesper bis zum frühen Morgen sich drehen. Dabei kommen nur noch hin und wieder die alten volkstümlichen Tänze vor, und fast überall drängen sich die modernen Touren städtischer Välle ein. Interessante alte Tänze sind der im Salzbürgischen noch übliche „Aufundab“, wobei jedes tanzende Paar ein bestimmtes Bret nicht verlassen darf, der im Land an der Sempt und Isen noch gebräuchliche „Huttanz“, bei welchem ein Hut als Gewinn ausgewürfelt wird, und der schwäbische „Langaus“, ein Ländler für ein Paar, wobei das Mädchen sich mit sittig gesenkten Augen still fort dreht, indes ihr Bursch sie umkreisend auf alle Weise seine Freude und Liebe pantomimisch ausdrückt.

Am Häufigsten werden der sehr langsam getanzte Dreischrittwalzer und der bayerische Ländler executirt, welcher letztere besonders von dem lebhaften Gebirgsvolk an der Mangfall und der Loisach mit einem Stampfen, Pfeifen, Jauchzen und Singen getanzt wird, das selbst das Gellen der Clarinetten und das Schmettern der Trompeten übertäubt. Auch auf dem linken Ufer des Innthals ist die Tanzlust sehr groß. Im Jahr 1846 mußte das Landgericht Rosenheim das sogenannte Austanzen der Mädchen aus Gesundheitsrückichten verbieten, da gute Tänzerinnen selten ein paar Augenblicke Ruhe hatten, sondern unausgesetzt Nächte hindurch Extratouren tanzten. „Einen auffallenden Gegensatz hierzu bildet die Ramsau, wo an den drei einzigen Tanztagen:

Kirchweih, Fastnacht und Rathrey oft alle Buben nur 3 bis 4 Tänzerinnen haben, da die meisten Mädchen gar nicht tanzen können. Man tanzt gewöhnlich nach Schaaren, d. h. je vier Paare, die für eine Schanze, d. h. drei Touren 1 Gulden 12 Kreuzer bezahlen. Einzeltänzer werden ungern gesehen. Der prahlerische Bursche, der den Spielleuten das Tanzgeld zuwerfend und den Andern die Zeit wegnehmend mit seinem Schatz allein oder höchstens mit einigen Freunden, denen er die Theilnahme gestattet, den Andern vor der Nase herumtanzen will, wird gar bald mit Trugliedern gestraft, deren unausbleibliche Folge zuletzt eine erfreuliche Rauferei ist, welche in vielen Gegenden so nothwendig an den Schluß einer rechten Kirchweih gehört wie Messe und Vesper an den Anfang."

Der 28. October, der Tag Simonis und Judä, ist der Tag einer großen Gilde: der „Siemannsbruderschaft“, d. h. der Ehemänner, die unter dem Pantoffel ihrer Weiber stehn.

Am Allerseelentag werden die Gräber vom Unkraut gesäubert und mit der rothen Vogelbeere, die einst dem Donar heilig war, allerlei Figuren darauf ausgelegt, das Grabkreuz mit einem Kranz geschmückt und der Weihbrunn frisch gefüllt. Festgebäcke des Tages sind der Seelenzopf und der Seelenwecken, letzterer für Kinder und Arme bestimmt, die darum bettelnd von Haus zu Haus gehn. Uebrigens gibt die Nacht von Allerheiligen auf Allerseelen den Geistern Erlaubniß zu erscheinen und zu walten bis zum Dreikönigstag. Das wilde Gejaid, die Holzweiblein, Kobolde und Zwerge, verwünschte Seelen und allerhand anderer Gespenstertroß haben dann gute Zeit.

Der 6. November, der Tag des heiligen Leonhard wird in vielen Gegenden durch große berittne Wallfahrten, „Leonhardsritte“, gefeiert. Sanct Leonhard ist der Hauptpatron der Pferdezucht, man opfert ihm die Eisen von den Hufen der kranken Rosse, die er heilen soll in Natura oder in Wachs, und seine Kapellen hängen voll von derartigen Spenden. Durch ganz Oberbayern findet man solche Kapellen, oft mitten im Walde und stundenweit von den Menschenwohnungen. Häufig sind diese Waldkirchlein von eisernen Ketten umspannt, die aus den Stallketten der kranken, dem Heiligen verlobten Thiere zusammengeschmiedet sind. Die berühmtesten Wallfahrtskapellen dieser Art sind im Isarland die zu Rhöneck, zu Harmating und Strauchharting, dann die in Kreuth, in Fischhausen am Schliersee, in Höpping zwischen Glon und Inn, zu Flintsbach, Waging, Neukirchen und Inchenhofen.

Die Leonhardsritte werden oft durch die Menge der Theilnehmer zu großen Volksfesten. Dann kommen die Bauern schon am Vorabend zur Vesper, jeder mit zwei Pferden, reiten drei Mal um die Kapelle, binden die Rosse im Walde an, beten einen Rosenkranz und ziehn nach einem nochmaligen Umritt wieder heim. „Am Festtag selbst kommen die Leute schon in aller Frühe viele Meilen

weit auf Leiterwagen gefahren, die mit Kränzen, Fahnen, Bändern, Bogen und Gewinden von Laub und Tannen aufs Festlichste geschmückt sind. Auch die vorgespannten vier schönen Pferde prangen im besten Geschirr, Mähnen und Schweif mit Bändern durchflochten, und ihre Lenker haben Hut und Geißel mit Strauß und Schleife geschmückt. Wohlhabige Bauern besitzen für diese Fahrt besonders gebaute Wagen, sogenannte „Leonhardstruben,“ bunt und zierlich, meist blau, bemalt mit den Herzen Jesu und Mariä, mit den Bildern des heiligen Leonhard und seiner Wunder. Diese Leonhardstruben, deren man oft über 50 bei solchen Festen zählt, fassen zwanzig bis dreißig Personen und werden von Vorreitern geleitet. Alle diese Gespanne umfahren nun hinter einander in raschem Trabe die Kapelle, die Mädchen singen fromme Lieder, die Burschen machen mit ihren Instrumenten in kurzem Anhalten vor der offenen Kirchenthür Musik. Nach der letzten Messe um 12 Uhr fahren die ehrsamten Bauern mit Weib und Kind nach Hause, das lustige junge Volk aber beginnt jetzt die zweite, weltliche Hälfte des Festes zu feiern; denn bei dem einsamen Kirchlein stehn für diesen Tag flüchtig erbaute Krambuden, Bierhütten, Kochherde, Tanzboden und hier wird nun fröhlich wie am „Kirra“ gelebt, und die Lustbarkeit, unter grünem Waldesschatten im Freien begonnen wird am Abend im nächsten Wirthshaus mit allem Fleiß fortgesetzt. Bei diesem Fest versammeln sich oft über tausend Menschen, und so tief liegt die Feier dem Volk im Sinn, daß es ebenso oft nach Leonhard als nach Georgi und Michaeli die Zeit berechnet und ebenso herzlich einen guten Leonhard wünscht, als gute Weihnachten oder Ostern.“

Mit dem ersten Donnerstag im Advent beginnen die schon erwähnten Klöppels- oder Gennächte. Am 6. December erscheint der heilige Nikolaus, die braven Kinder zu beschenken und die bösen seinem Knecht Klaubauf oder Buttenmann, wie er im Berchtesgadnerland heißt, zur Bestrafung zu übergeben. Letzterer ist dieselbe Person wie der sächsische Knecht Ruprecht und verbreitet wie dieser mit seinem Pelzrock, seiner Ruthe und seinem Zwerchsaß unter dem kleinen Volk großen Schrecken. Oft wird der wilde Herr und der wilde Knecht in eine Person zusammengezogen, bisweilen aber tritt mit ihnen auch die Percht auf.

In der Thomasnacht, am 21. December, treiben die Weiber allerlei Liebeszauber, Schuhwerfen, Bettsthemmeltreten und Aehnliches. In manchen Gegenden geht für böse Buben, die der Furcht vor dem Klaubauf entwachsen sind, die verumminte Schreckensgestalt des „ungläubigen Thoma“ um und schüttelt sie tüchtig bei den Ohren, wobei es freilich mehr auf wirkliche Strafe als auf bloßen Schreck abgesehn ist.

In der Christnacht gießt man in eine während des Avemaria gefüllte Wasserschüssel Blei oder Eidotter und weiffagt aus den daraus entstehenden

Gebilden die Schicksale des nächsten Jahres: aus einem Thurm eine Heirath in die Stadt, aus einem Kreuz den Tod, aus gesammten Zacken einen Hausbrand. In der Christnacht redet das Vieh unter sich von der Zukunft, und ein Sonntagskind möchte es verstehn. Der Christbaum und die Weihnachtsbescheerung sind auf dem Lande vollkommen unbekannt, wogegen sie in München, namentlich in den höheren Ständen, seit den Tagen der Königin Caroline eingeführt worden sind. Eine Weihnachtspeise ist das aus Brodteig und gedörtem Obst gebackene Klezenbrod, welches die Mädchen am Stephanstag ihren Liebhabern verehren, wenn sie des Abends zu ihnen „fensterln“ kommen, und welches hier die Stelle des sächsischen Weihnachtsstollen vertritt. Wahrscheinlich liegt hier ein Zusammenhang mit altheiligen Festbroden vor; denn mißrath das Klezenbrod, so bangt die Hausfrau für ihr Leben.

Am dritten Weihnachtsfeiertag, der dem Evangelisten Johannes gewidmet ist, wird in der Kirche in einem besonders dazu bestimmten Becher der ganzen Gemeinde der Johannessegen zu trinken gereicht, auch wird an diesem Tage der Wein für die Johannesminne gereicht, welche bei den Trauungen die Brautleute zu trinken pflegen, und viele Bauern lassen sich noch zum Privatgebrauch Wein weihen, den sie dann während des Jahres bei Erkrankungen als Arznei und vor dem Antritt von Reisen als inneres Schuzmittel gegen Gefahr genießen.

Den 28. December, den Tag der unschuldigen Kindlein, bezeichnet in den an Schwaben grenzenden Strichen eine eigenthümliche Sitte alemannischen Ursprungs. Da ziehn die Bursche zu Duzenden und Zwanzigen im Dorfe umher, um ihre Mädchen zu „kindeln“, d. h. sie mit langen Ruthen zärtlich zu peitschen, wobei sie fragen: „Ist der Lebzelten raß?“ Für diese seltsame Zärtlichkeit erhalten sie von den Gegenständen derselben Lebkuchen, Klezenbrod und einen Schluck Branntwein. Auch Kinder gehn umher, um sich von den Erwachsenen solche Gaben zu erpeitschen. Die Sitte ist übrigens alt und mag mit dem Gebrauch in der Umgegend von Leipzig verglichen werden, nach welchem die Kinder am Aschermittwoch mit Tannenzweigen durch die Dörfer laufen, um Bekannte und Unbekannte damit zu peitschen, ihnen „die Asche abzukehren“, wofür sie ein kleines Geldgescheuk erhalten.

Wir schließen diese Auszüge aus dem altbayerischen Bauernkalender mit den fünf bösen Tagen des Jahres. Der 30. Juli und der 29. August sind „Schwendtage“, an denen man zur Vermeidung von Schaden nichts Neues und Wichtiges beginnen darf. Der erste April und ebenso der erste August und December gelten für Unglückstage. Wer an diesen Tagen geboren ist, stirbt früh eines bösen Todes, wer an ihnen zur Ader lassen wollte, würde binnen Wochenfrist sterben. Und das ist ganz natürlich; denn am ersten April ist Judas, der Verräther geboren, am ersten August der Teufel vom Himmel

gestoßen, am ersten December aber sind Sodom und Gomorrha untergegangen. Sapiienti sat! Und überdies hat der altgläubige Bauer in ganz Deutschland, ja selbst der Türke und Araber seine Schwend- und Unglückstage.

In Tirol kennt man nicht weniger als 28 Schwendtage, und außerdem sind noch unglücklich der 17. und 18. Januar, der 8. und 16. Februar, der 3. 12. 13. und 25. März, der 1. 3. 15. und 18. April, der 10. 17. und 30. Mai, der 1. und 7. Juni, der 1. 5. und 6. Juli, der 1. 7. und 17. August, der 1. 2. 15. und 30. September, der 11. und 17. November und der 1. und 7. December.

Fast allenthalben in Nord- und Süddeutschland galten und gelten unter den Abergläubischen noch jetzt Montag, Mittwoch und Sonnabend, ganz besonders aber die Donnerstage für Unheilstage, an denen keine Hochzeit gefeiert, keine Reise unternommen, Kinder nicht zum ersten Mal in die Schule geschickt, kein Holz gehauen, kein Dünger aufs Feld gebracht und überhaupt nichts von Bedeutung unternommen werden darf.

Unter den ägyptischen Arabern hält man den Sonntag für unglücklich, weil in einer Sonntagsnacht der Prophet gestorben ist, den Dienstag, weil an ihm mehrere große Märtyrer getödtet worden sind; der unheilvollste aller Wochentage aber ist der Sonnabend, an dem kein Verständiger eine Reise anzutreten, sich zu rasiren, die Nägel zu verschneiden oder eine gerichtliche Klage anzubringen wagt. Vor allen Tagen des Jahres verhängnißvoll endlich ist die letzte Mittwoch im Monat Esafar, an welcher viele nicht einmal gern das Haus verlassen, da an diesem Tage allerlei Unglück die Menschen befallt. Die letzte Meinung ist sehr alt, da sie schon von Muhammed verdammt wurde. Auch die deutschen Schwendtage stammen wol aus alter, zum Theil selbst aus vorchristlicher Zeit, wenn sich auch nicht mehr finden läßt, weshalb sie ursprünglich geächtet wurden.

Von der preussischen Grenze.

Mehr als die eigentliche Politik beschäftigt die Presse in diesem Augenblick das Wuthgeschrei, welches von jenseit des Canals zu uns herüberschallt. Wir dürfen nicht erst sagen, daß wir die stärksten Ausdrücke, welche man gegen „Times“ und Consorten anwendet, vollständig unterschreiben. Wenn man sagt, die englischen